

Der Sandhase.

Vor einigen Wochen war in den Mätern einer westschweizerischen Universitätsstadt im lokalen Zeile zu lesen, daß der Präparator Dumirailles im Alter von achtundsechzig Jahren an einer Lungenentzündung eines plötzlichen Todes gestorben sei. Der alte Dumirailles, der Sandhase! Denn so hatten ihn schon seit mehr als zwanzig Jahren die Studenten genannt. Dumirailles war ein kleines Männchen, dürr und grau, beweglich und schüchtern, der sich nie anders als nachlässig gekleidet auf der Straße zeigte und ungemein tüchtig in seinem Berufe war. Alles war grau an ihm, seine blinzeln Augen, seine Gesichtsfarbe, seine Leibwäsche, sein viel zu weiter Rock, der an ihm herumbaumelte, als wäre er durch Gott weiß welchen Zufall vom Himmel herab auf das bewegliche Knochengestell gefallen und daran hängen geblieben, grau waren auch die zu kurzen und unten stets aufgerissenen Höschen, grau waren sogar die Bewegungen des kleinen Männchens. Seine schleichende Beweglichkeit und sein nervöses furchtames Auffahren bei dem geringsten ungewohnten Geräusche und die graue Atmosphäre, die ihn auch im hellsten Sonnenschein zu umhüllen schien, hatten ihm wohl zu dem Spitznamen „Sandhase“ verholfen.

Seit Jahrzehnten war er Präparator am zoologischen Institut, und wer das Glück hatte, seine nähere Bekannt-

schaft zu machen, der ersuhr recht bald, daß ungemein viel in dem kleinen Männchen steckte.

Der Sandhase war ein großer Gelehrter, das wußten alle, die je mit ihm in dauernde Verührung kamen, aber daß er siebzehn Jahre Zuchthaus abgesehen hatte, das wußten auch seine nächsten Bekannten nicht, und als er jetzt, fern von seiner Heimat, verschlagen und verschollen starb, da hat sich niemand daran erinnert, — er verschwand aus dem Leben, wie früher aus dem Laboratorium, ohne Geräusch und ohne Aufsehen zu erregen, mit jener faninchenhaften Besenbigkeit, die zur Hälfte aus Schreck und zur andern Hälfte aus Sprunggelenken besteht.

Zur Zeit, als wirklich brave Leute die Hoffnung noch nicht aufgegeben hatten, daß es einmal ein nützliches Glied der Gesellschaft aus mir gebe, machte ich seine Bekanntschaft. Ich besand mich als blutjunger Fuchs eben auf jener Hochschule und gab mir allen Ernstes Mühe, in die Geheimnisse der Naturwissenschaften einzudringen. Leider ohne großen Erfolg, denn ich war dazu entschieden zu dumm. Meine Lehrer und Kommilitonen wollten das nie gelten lassen und behaupteten, wenn ich wirklich wollte, so würde ich schon können, ich sei nur ein verdammter Lustibüß, der alles und jedes aus lauter Glückseligkeit verpulsche; aber dem war nicht so, ich war einfach zu dumm.

Der einzige, der das zugab und erkannte, war eben unser Sandhase. Der wußte, wie es mit mir stand und half mir im geheimen nach, förderte mich nach allen Ranten, aber es war nun einmal Hopfen und Malz an meinem Dick-schädel verdoren. Die Art und Weise, wie mir der Alte, der übrigens viel älter ausah, als er in Wirklichkeit war, ein bißchen methodische Wissenschaft beizubringen suchte,

wird mir übrigens unvergeßlich bleiben. Er war von Anthes wegen dazu verdammt, unsere praktischen Anfängerfurse zu überwachen und uns beizupfehen. In Wirklichkeit leitete er sie, ohne daß es jemand merkte, und unser Professor war damit zufrieden; denn wer mit dem Sandhasen arbeitete, der lernte entschieden mehr als hätte er mit dem Chef selbst gearbeitet. Der Mann hatte eine merkwürdige Arbeitsphantasie und ein so umfassendes Wissen, daß ich eigentlich immer bedauert habe, ihn nicht vom Anfang bis zum frühen Ende meiner naturwissenschaftlichen Studienzzeit als Lehrer gehabt zu haben. Ich hege nämlich die Überzeugung, daß ich nach einigen Jahren doch meine Examen hätte machen können. Über der Sandhase dozierte nie, schien sich seines Wissens und Könnens überhaupt nicht bewußt zu sein, und wenn er, was selten genug geschah, einmal das Wort ergriff, um einen von uns auf einen Mißgriff oder einen Vorteil in der Arbeit aufmerksam zu machen, dann geschah es immer in einem Tone der Untervürfigkeit und so zögernd, als hätte er eine Entschuldigung vorzubringen. Er schien mit mir vom ersten Tage an Erbarmen zu haben. Von der ersten Minute an, wo ich das Laboratorium betrat, pirschte er sich an mich heran, um mir helfend zur Seite zu stehen. Zuerst bemerkte oder besser gesagt, verstand ich ihn nicht. Aber ich habe mich noch immer rasch an Leute gewöhnt, die sich meiner Dummheit annahmen, und es ging gar nicht lange, so arbeitete ich überhaupt nur noch unter seiner unausgesprochenen Leitung. Dabei bildete sich eine ganz sonderbare Art von Arbeitskameradschaft zwischen uns beiden. Nach außen mochte es scheinen, als sei ich derjenige, der dem Alten neue Impulse mitteilte, so wußte

er sich zu brüden und zu verbergen. Aber dafür konnte ich wirklich nichts, und wenn ich auch oft der Wahrheit die Ehre gab und laut und deutlich meinen Studiengenossen bekannte, daß mein ganzes Wissen im Kopfe des Sandhasen aufgespeichert sei, so glaubte das mir doch keiner. Und doch waren sie alle von seiner Gelehrsamkeit und Rüstigkeit überzeugt.

Aber bei dieser Arbeitskameradschaft blieb es, — es war nicht möglich, mit ihm intim zu werden, und wenn ich es schon oft versuchte, mit ihm anzubinden, so war es jedesmal, als zerflöße er in lauter Dunst und Nebel, — er war einfach unsagbar.

Als ich die Universität verließ, schenkte ich ihm ein Kissen jener langen, höllisch schwarzen Zigarren, die er über alles liebte, und obwohl ich merkte, daß ihn mein Geschenk erfreute und obwohl ich das Gefühl hatte, er möchte mir noch etwas mehr sagen, als die halb gesammelte Dankesformel, gingen wir doch auseinander, ohne uns nähergetreten zu sein.

Einige Jahre später befand ich mich in Paris und war im Begriffe heimzukehren, als sich auf dem Boulevard Poissonnière ein alltäglicher kleiner Straßenunfall ereignete. Ein kleines Mädchen war von einem Omnibus oder einem Automobil überfahren worden. Verletzt war das Mädchen nicht, abgesehen vielleicht von einigen Beulen und Schrammen geringer Bedeutung, — aber rat- und hilflos. Wenn in Paris jemand überfahren wird, so muß er sich zunächst legitimieren, beim Überfahrenen ist das nicht nötig. Und nun lief ich gerade dazu, wie sich der Sandhase — ich erkannte ihn augenblicklich — legitimieren sollte und es nicht vermochte. Da griff ich ein, gab

dem Sergent, dem Schuhmann, meine Adresse, packte den kleinen Mann unter dem Arm und führte ihn — er hinterließ ein wenig — in die nächste Apotheke, wo ihm seine Schrammen ausgewaschen und verbunden wurden. Er hatte mich sofort wieder erkannt und ließ alles mit sich geschehen. Gekrochen war hatte er noch kein Wort, und erst als wir in der Apotheke fertig waren und das unheimliche Protokoll legalisiert und unterzeichnet war, flammelte er einen banalen Dank. Banal in dem was er sagte, aber zum ersten Male seit unserer Bekanntschaft schien es mir, als hätten seine matten Augen ein wenig geschimmert. Ich fragte ihn, ob ich ihn nach seiner Wohnung führen solle, und da er darauf erwiderte, er komme eben von dort und sei auf dem Wege zum Essen gewesen, lud ich ihn ohne weiteres ein und er nahm an, offenbar befürchtend, mich durch eine Afsage zu verstimmen. Mir machte es große Freude, daß ich ihm hatte nützlich sein dürfen, und ich war ordentlich aufgeräumt, als wir uns in einer verborgenen Ecke eines Boulevardrestaurants niederließen. Gekostet hatten wir bald; da nötigte ich ihn, noch eine Flasche Wein mit mir zu trinken, und nach und nach taute er auf und nahm sozusagen feste Gestalt an. Er besand sich während der Ferien in Paris, arbeitete, ich weiß nicht mehr in welchem Laboratorium der Hauptstadt, und von da an sahen wir uns ziemlich oft und plauderten zusammen. Das heißt, meist plauderte ich, aber nach und nach und bruchstückweise habe ich dann doch des Alten Geschichten erfahren, und die ist abenteuerlich genug, um den alten Sack zu erhärten, daß kein Dichter soviel Phantasie und Erfindungskraft hat, wie eben das banale Leben.

Ich erfuhr, daß Dumirailles gegen die Mitte der

sechziger Jahre als vierundzwanzigjähriger junger Mann in Paris mit den höchsten Auszeichnungen zum Doktor es sciences promoviert worden war und daß er sich schon während seiner Studienzzeit durch hervorragende Forschungen auf dem besonderen Gebiete der Toxikologie in solchem Maße hervorgetan hatte, daß er als zweiundzwanzigjähriger Student den großen Chemiepreis der Akademie der Wissenschaften erwarb. Er hatte in den meisten Gebieten der Naturwissenschaft nicht nur im Vorbeigehen gewilbert, sondern eigentliche und tiefgründige Studien betrieben, so auch besonders auf dem Gebiete der Physiologie und der Chirurgie. Was ihn damals besonders interessierte und woran er seine ganze Latkraft setzte, war, ein Betäubungsmittel zu erfinden, welches den Äther und das damals noch wenig gebräuchliche Chloroform übertreffen sollte. Denn beide waren gefährlich, beide zeitigten recht oft üble Nachwirkungen. Einen Menschen in eine beliebig andauernde Lethargie versetzen, welche gestatten würde, ihn nicht nur während der Operation des Verußseins und des Empfindungsvermögens zu berauben, sondern ihn auch im Zustande der vollkommenen Bewegungslosigkeit gründlich auszuheilen, dieses Ziel hatte sich Dumirailles gesetzt und ruhte nicht, bis er die Lösung hatte. Sarnohl, bis er die Lösung hatte! Denn eines schönen Tages stellte Dumirailles ein Destillat her, es war eine etwas bläuliche, aber kristallhelle Flüssigkeit, welche, sublimiert in der Gegend des untern Rückgrates angewendet, den Patienten in den Zustand blüßschnell ein tretender Lethargie versetzte und ihn nicht bloß empfindungs- und bewußungslos machte, sondern seine vitalen Funktionen, wie die der Atmungsorgane und des Herzens,

auf ein Minimum, dem Auge des oberflächlichen Sachmannes sogar nicht ohne weiteres erkennbar, einschränkte. Der Zustand dieses künstlichen Scheintodes dauerte so lange an, als die erste Einspritzung nicht durch eine zweite, an der gleichen Stelle angewandt, neutralisiert wurde. Die Tierversuche, welche Dumirailles vorgenommen hatte, ließen keinen Zweifel mehr an der Bedeutung und der praktischen Brauchbarkeit der Erfindung aufkommen. Aber Dumirailles gab sich damit nicht zufrieden, er wollte seiner Sache ganz sicher sein, und zu diesem Zwecke mußte er auf Menschen experimentieren. Und das war für einen jungen Gelehrten, der über wenig Mittel verfügte und außerdem an keinem öffentlichen Institute tätig sein konnte, ungemein schwer.

Zu jener Zeit hatte er eine Geliebte. Eine kleine Grissette, in die er sterblich verliebt war und welche, ohne übrigens viel davon zu verstehen, an seinen Arbeiten innigen Anteil nahm. Und als er nach wochenlanger Unruhe und bitterem Ärger ihr eines Tages anvertraute, was ihn brücte, da rief das wackere Mädchen fröhlich:

„Mein Gott, warum hast du mir das nicht viel früher gesagt? Wenn's nur das ist, so verwende doch mich, ich halte dir schon stille!“

Dumirailles wollte davon nichts hören. Da meinte die Kleine:

„Weißt du wirklich, daß damit nichts Böses geschehen kann, dann darffst du es an mir doch gewiß probieren. Und wenn du's nicht darffst, dann ist das eben ein Zeichen, daß du deiner Sache nicht sicher bist.“

„Sich bin aber sicher!“ antwortete er im Tone der tiefsten Überzeugung.

„Nun, also . . .“

Es vergingen noch einige Wochen, aber schließlich siegte in Dumirailles der Gelehrte über den Liebhaber und dann, Jeannette war einfach unabreißlich, — er wagte das Experiment. Es gelang vollständig. Die Lethargie dauerte sechs Stunden, dann wurde sie durch die neutralisierende Einspritzung aufgehoben. Jeannette versicherte, ihr sei noch nie so wohl gewesen und sie hatte auch nicht den geringsten Schaden erlitten.

Aber Dumirailles gab sich nicht zufrieden. Er mußte gründlicher als das erstemal, wo ihn eine gewisse ängstliche Bestimmung daran verhindert hatte, die Wirkungen seines Präparates studieren.

Und Jeannette gab sich bereitwillig zu den Experimenten her. Eines Tages, Dumirailles hatte rasch einen Ausgang besorgt und Jeannette lag in seiner Wohnung in künstlicher Lethargie, wurde er auf dem Wege verhaftet und eingesperrt. Er stand unter der Anklage, seine Geliebte vorsätzlicherweise vergiftet zu haben. In seiner Abwesenheit war der Kaminscheher oder der Hausmeister, oder weiß Gott wer in seine Wohnung eingedrungen, hatte die scheinbare Leiche gesehen und der Polizei Meldung erstattet. Zur gleichen Zeit, als sich die Gefängnistüre hinter Dumirailles schloß, wurde Jeannette in die Morgue überführt und am andern Tage schon gerichtsärztlich seziert und eine Vergiftung durch ein alkalisches Gift wissenschaftlich festgestellt.

Als Dumirailles verhört wurde, war die Autopsie vorbei und seine Erklärungen wurden mit ungläubigem Lächeln aufgenommen. Er verlangte die Leiche zu sehen und machte sich anheischig, durch eine Einspritzung ihr

Leben wieder zu entfachen. Man konfrontierte ihn freilich mit der Leiche, aber die Gerichtsärzte hatten bei der Autopsie den Körper geöffnet, die Blutgefäße zerschnitten, — Jeannette war wirklich und wahrhaftig tot.

Dumirailles wurde vom Schwurgerichte des achten Bezirks des vorsächlichen Mordes an seiner Geliebten schuldig erklärt, und nur dem Umstande, daß die Richter einige Zweifel an seiner Zurechnungsfähigkeit hatten, verbannte er es, daß er nicht der Guillotine ausgeliefert wurde, sondern mit siebenzehn Jahren Bagno in Cayenne davonkam.

Als er die langen Jahre seiner Strafe abgedüßt hatte, ließ er sich, unbekannt und unscheinbar, in der Schweiz nieder und kriegte eine Stelle als Laboratoriumsgehilfe an der Universität.

In seiner Erfindung hat er nie wieder gerührt und nun hat er wohl sein Geheimnis, das der größte Erfolg und das größte Unglück seines Lebens war, mit ins Grab genommen, — der unscheinbare Sandhafe.